

1.2.

Landessynode 2023

6. (ordentliche) Tagung der
19. Westfälischen Landessynode

21.05. – 24.05.2023

Evangelische Kirche von Westfalen

Mündlicher Bericht der Präses

Über die Tätigkeit der Kirchenleitung sowie
über die für die Kirche bedeutsamen Ereignisse

Eine Zeitansage

I.

Sie sind noch ganz frisch, hohe Synode, verehrte Gäste, frischer geht es kaum: meine blau-weißen Eindrücke. Blau-weiß ist der Himmel über Bethel an diesen vorsommerlichen Synodentagen, blau-weiß ist der Himmel erst recht über Gelsenkirchen, da kann er noch so grau sein.

In der vorletzten Woche haben wir mit einem engagierten Team vier lehrreiche und erhellende Tage lang den Kirchenkreis Gelsenkirchen und Wattenscheid visitiert. Und sind dabei zu dem lapidaren Schluss gekommen:

Einfach ist hier nichts.

Fangen wir mit einem echten Schwergewicht an: 23 Tonnen wiegt er. Man fragt sich: Wie ist der eigentlich da hochgekommen? Einfach kann das nicht gewesen sein. Ich rede vom Herkules des Künstlers Markus Lüpertz. Achtzig Meter hoch über Gelsenkirchen steht er mit seiner Keule, blickt auf die Stadt – und weit über sie hinaus. Sein einst blaues Haar, sein einst blauer Bart sind grau geworden. Vielleicht, weil Helden besonders schnell altern. Vielleicht auch, weil das Ruhrgebiet heute zwar sauberer ist als früher, aber immer noch kein Luftkurort. Jedenfalls ist dieser Herkules ein sichtlich gebrochener Held, eine Mischung aus Kraft und Kläglichkeit, monumental und schwächling zugleich. Der rechten Hand fehlt der Apfel, den sie tragen sollte. Sie greift ins Leere. Und der Keule auf der linken Seite fehlt der Arm, der sie schwingen sollte. Sie ruht auf einer Schildkröte.

Da steht er, dieser seltsame Held, der den sprichwörtlichen „Herkulesaufgaben“ ihren Namen gegeben hat. Von da oben, aus seiner Warte, versuchen wir einen ersten Überblick zu gewinnen über das Gebiet des Kirchenkreises.

Aus den Höhen des Herkules geht es in die Vergangenheit zur Bleckkirche mit dem ältesten evangelischen Altar Westfalens, dann in die Tiefen menschlicher Lebenslagen durch die Bochumer Straße, und schließlich – gegen Ende des ersten Visitationstages – nach Wattenscheid, wo die Alte Kirche Ausblick gibt in die Zukunft, auf neue Konzepte von Kirchengebäuden.

Und während wir auf diese Weise mit Überblicken und Rückblicken, mit Einblicken und Ausblicken beschäftigt sind, ahnen wir schnell: Einfach ist hier wirklich nichts. Das hat der Herkules während der Jahre, in denen er mittlerweile da oben auf seinem Posten steht, längst begriffen. Es ist, als erinnere er sich bei seiner heroischen Schau über die Ruhrregion daran, wie er die Neunköpfige Hydra enthauptet, den Kretischen Stier gebändigt, den Erymanthischen Eber gefangen und den Nemeischen Löwen erdrosselt hat. Und schließlich den Augiasstall

ausgemistet. Beinahe nichts, das alles, scheint er zu denken. Ein Kinderspiel geradezu gegen das, was jetzt und hier zu tun ist.

Ehrlich: Einfach ist hier wirklich nichts!

Aber dieser Herkules traut sich nicht, wehleidig von da oben herab zu jammern. Denn da unten heißt die klare Devise: „Jammern hilft nicht. Machen!“

II.

Einfach machen!

Das macht man, wenn nichts einfach ist.

Dieser bodenständigen, gar nicht larmoyanten und kein bisschen naiven Haltung sind wir während der Visitation häufig begegnet. Sie klingt in mir nach, sie arbeitet in mir weiter. Sie regt mich an im Nachdenken über unsere Kirche, und sie reizt mich zum Weiterdenken mit Ihnen zusammen, liebe Synodale.

„Was steht ihr da und starrt zum Himmel?“, fragen in der biblischen Erzählung von Christi Himmelfahrt zwei Engel die Jünger, als sie dem entschwindenden Jesus nachblicken – gelähmt vor Schreck, gefangen in Wehmut und voller Sehnsucht, ihm nah zu bleiben. „Verliert euch nicht in himmlischen Spekulationen“, meinen sie wohl, „beamt euch nicht weg in ein geistliches Wolkenkuckucksheim! Schaut darauf, was hier und jetzt dran ist!“ Diese göttlichen Boten stupsen die Jünger heilsam zurecht. Deren Werk ist auf der Erde verortet, mitten im Schlamassel der Welt, auf dem harten Boden all der schwierigen, unübersichtlichen und verwirrenden Tatsachen. Hier, in den Niederungen, sollen sie dem Evangelium vom Himmelreich unverwechselbare Gesichter, erkennbare Stimmen und konkrete Gestalten geben – „bis an die Enden der Erde“.

(vgl. Apostelgeschichte 1)

Christus ist ihnen weggenommen, das betont die biblische Geschichte ausdrücklich, und sie betont es wiederholt. Christus ist nicht zum Sehen und Hören und Greifen nah. Das macht es für Christinnen und Christen hoch anspruchsvoll, in seiner Spur zu bleiben. Und mich macht es sehr vorsichtig im Blick auf alle Sätze, die im Gewirr der gegenwärtigen Konflikte allzu schnell und allzu überzeugt zu wissen meinen, was Jesus dazu sagen würde.

Es gilt, mündig und erwachsen zu werden in einer Welt voller Widersprüche, in der Christus nicht sichtbar anwesend ist. Es gilt, in seiner Nachfolge mutig etwas zu wagen, mit Kopf und Herz etwas zu riskieren – auch und gerade dann, wenn der Ausgang noch nicht zweifelsfrei abzusehen und der Erfolg keineswegs sicher ist.

Im Kirchenkreis Gelsenkirchen und Wattenscheid haben wir beeindruckend viele solcher wagemutigen Menschen getroffen. Unverdrossen, hier und da beinahe unvernünftig pragmatisch lesen sie die Probleme von der Straße auf und gehen sie an. Sie riskieren es, darauf zu vertrauen, dass Gott den Weg unter ihren Füßen baut, während sie ihn gehen. Obwohl sie für vieles keine große Lösung wissen. Ja mehr noch – sogar dann, wenn sie wissen: Es gibt gar keine wirklich gute Lösung.

III.

Von Problemen, neben denen jede Herkulesaufgabe als läppisches Kinderspiel erscheint, haben wir derzeit in unserer westfälischen Kirche genug. Ehrlich gesagt sind es mehr als genug: Es sind viel zu viele. Und sie werden kein bisschen kleiner, wenn wir sie – wie es derzeit Mode ist - „Herausforderungen“ nennen. Manche in unserer Kirche sind vor lauter Problemen der Erschöpfung nah – oder längst mitten darin.

Das griechische Wort „πρόβλημα“ bedeutet übersetzt: Klippe, Vorsprung, Vorgebirge.

Auf einige dieser Probleme will ich näher zu sprechen kommen. Jedes einzelne stellt nicht nur eine Klippe dar, sondern wirklich ein ganzes Gebirge, für das ich jeweils eine riesige Landkarte ausrollen könnte.

Wir müssen unsere Haushalte konsolidieren. Wir müssen Wege finden, wie wir unsere Aufgaben bei abnehmender Zahl von Mitarbeitenden, Ehren- und Hauptamtlichen, Ordinierten und Nichtordinierten bewältigen. Wir müssen unseren Gebäudebestand reduzieren und sanieren, wir müssen mit unseren Aufgaben im Klimaschutz vorankommen. Wir müssen mit dem dramatischen Mitgliederverlust umgehen. Wir müssen die Digitalisierung hinkriegen. Wir müssen dafür sorgen, dass unser Gesetz zum Schutz vor sexualisierter Gewalt nicht allein geschriebenes Gesetz ist, sondern lebendige und selbstverständliche Praxis wird.

Beklemmend viel Müssen. Unangenehm viel Druck. Das gefällt mir nicht – aber: Ich will hier bis in meine Sprache hinein redlich und präzise sein, nichts bemänteln, nichts klein- oder schönreden. „Wir könnten, wir sollten, wir müssten“ – all das wird nicht reichen. Nein, wir müssen! Auf dass wir unter drastisch veränderten Bedingungen erkennbar für das stehen können, was unsere Aufgabe ist: Die Erde für den Himmel offenhalten. Und umgekehrt: Die Botschaft vom himmlischen Reich Gottes handfest auf die Erde bringen.

Mit dieser doppelten Perspektive haben wir uns nicht allein um unsere internen - teils über uns gekommenen, teils selbstgemachten – Probleme zu kümmern, so groß sie auch sind. Uns gehen ebenso die prominenten Fragen unserer Gesellschaft an: die Friedensfrage, die Klimafrage, die soziale Frage, die Bildungsfrage, die Demokratief Frage, die Fragen nach Flucht und Migration, nach Aufnahme und Willkommen.

Mit größter Hochachtung und tiefem Respekt – hier und da auch mit leiser Sorge – sehe ich unzählige Hauptamtliche und Ehrenamtliche in unserer Kirche am Werk. Unermüdlich sind sie mit diesen großen und schweren Aufgaben beschäftigt, beharrlich um Problemlösung bemüht. Bitte vergessen Sie nicht: Vor jeder unserer Aufgaben und Probleme steht die Zusage Gottes. „Ich bin bei euch. Ich lasse euch nicht im Stich.“ Und: „Ich selbst bin es, der die Kirche erhält.“

IV.

Einfach ist hier tatsächlich nichts.

Darum: Einfach machen.

Dies ist das Gegenteil von: „Sich´s einfach machen“. „Einfach machen“, das heißt ja nicht aktionistisch drauflos wurschteln, ohne Konzept, ohne Sinn und Verstand. „Einfach machen“, darin steckt jene Beherztheit, die auch das Halbfertige akzeptiert und nicht abwartet, bis alles von A bis Z ausbuchstabiert ist. In diesem Machen steckt die Stärke, schwach anzufangen – aber eben anzufangen! Wir waren beeindruckt, wie die Menschen, mit denen wir in Gelsenkirchen und Wattenscheid sprachen, der Versuchung widerstehen, die kleinen Versuche und Initiativen zu verachten.

„Was soll das bringen?“, „Was nützt es, für diese paar Menschen so viel Aufwand zu betreiben?“, „Was macht diese kleine Aktion schon für einen Unterschied bei den vielen riesigen Problemen?“.

Die Antwort, mit der die Engagierten solch verführerischen Entmutigungen widerstehen, ist schlicht: „Für diejenigen, die es jeweils betrifft – für die macht es einen großen Unterschied, einen gewaltigen sogar!“

Zum Beispiel für die Kinder aus Rumänien und Bulgarien, aus Syrien und der Türkei, die rund um die Ückendorfer Straße in Gelsenkirchen leben – die meisten wohl mehr schlecht als recht und auf engstem Raum – und ins „La Palma“ gehen. Dieser Name verspricht ihnen nicht kanarische Sonne, Palmen und Urlaubsgefühle. „Barte Palma“ bedeutet auf Rumänisch soviel wie „High Five“. Damit begrüßen sich viele Kinder und Jugendlichen im Stadtteil. La Palma verspricht ihnen: Hier seid ihr willkommen. Ich habe sie gefragt, warum sie kommen: „Weil die so lieb zu uns sind“, antwortet ein Mädchen. Und ein Junge murmelt etwas verlegen: „Hier schreit dich keiner an, wenn du Mist gebaut hast.“ Für diese Kinder und ihre Familien ist es ein riesengroßer Unterschied, ob es dieses ehemalige Ladenlokal gibt oder nicht. Dieser Ort ist ein Segen für sie. Und ich frage angesichts der neuen (alten) Debatten um Migration und Zuwanderung: Ist es wirklich so, dass wir – als Land, als Zivilgesellschaft, als Kirche – mit solchem Segen schon und schon wieder am Ende sind? Und wenn es so ist, womit genau sind wir dann am Ende – mit der Kraft oder mit der Fantasie? Mit dem Geld, das für anderes – zweifellos auch Wichtiges! – reichlich vorhanden ist? Oder mit der Fähigkeit, uns berühren und verändern zu lassen von fremder Not und Lebenssehnsucht?

Mit einem Mut, der nicht lange fackelt und einfach fragt, was die Menschen brauchen, hat das begonnen, was sich jetzt hinter dem Projektnamen MILA verbirgt. Über 2000 Frauen mit Migrationserfahrung haben über die Jahre dadurch Fuß gefasst, Ausbildung und Arbeit bekommen und Wege in ihr neues Leben im fremden Land gefunden. Immer noch ist es „Projekt“ und nicht Dauereinrichtung und lebt davon, dass Mitarbeitende sich auf befristete Beschäftigungsverhältnisse einlassen und auf die Unsicherheit, ob das nötige Fördergeld weiter fließen wird.

Ähnlich hat das Projekt seinen Lauf genommen, für das wir gestern im Gottesdienst zur Eröffnung der Synodentagung die Kollekte gesammelt haben: die Hausaufgabenhilfe der Evangelischen Versöhnungskirchengemeinde in Iserlohn. Alles begann mit dem schlichten Entschluss: „Wir müssen etwas für die Kinder hier im sozialen Brennpunkt tun.“ Und so haben Ehrenamtliche einfach gemacht, weil es so dringend nötig war. Und sie haben erlebt, wie es wuchs und Form annahm und weiter wuchs.

Drei kleine Beispiele nur – stellvertretend für viele andere in unserer Landeskirche. Alle drei richtig groß durch eine zündende Idee, durch Mitarbeitende mit Herzblut, durch den Mut des Anfangens.

V.

Corona hat mancherorts zur Folge gehabt, dass die Zahl der Ehrenamtlichen in der Hilfe für Geflüchtete zurückgegangen ist, während sie woanders gleichgeblieben oder sogar noch gestiegen ist. Nach wie vor können wir uns sehen lassen mit unseren vielen und stetigen Initiativen zum Schutz und zur Unterstützung von Menschen mit Migrationsgeschichte – seien es Geflüchtete oder solche, die auf anderen Wegen in unser Land gekommen sind. Die „Enden der Erde“, bis zu denen Christus uns schickt, liegen nicht selten in direkter Nachbarschaft.

Solche sozialdiakonische Arbeit geht Hand in Hand mit einer klaren Haltung, die wir gegenüber der Politik einnehmen. Klare Haltung ist gegenwärtig besonders dringlich. Denn die Worte und Kräfte und Maßnahmen in Europa, die sich gegen Flüchtende richten, werden zunehmend stärker und rauer. Die geplanten Härten haben wohlklingende Namen. „Paket mit mobiler und stationärer Infrastruktur“ steht für Stacheldraht und Zäune; für eine Politik, die Flüchtlingsschutz zunehmend als Schutz vor Flüchtlingen auslegt. Es kann sein, dass Geflüchtete demnächst in ein Land überstellt werden, in dem sie nie zuvor waren – und dass dieses Land dafür aus Europa Geld kassiert. „Auslagerung des Flüchtlingsschutzes“ heißt das. „New Pact on Migration and Asylum“ bedeutet: Verschärfung der Abschreckung, Hotspots an den Außengrenzen, Kriminalisieren der Seenotrettung. Bei allem Verständnis für das Konfliktpotenzial, das die Aufnahme von Flüchtlingen für die EU birgt: Wir müssen höchst alarmiert sein, wenn rechtsstaatliche Prinzipien und Menschenrechte so ausgehöhlt

zu werden drohen, dass sie keine mehr sind. Aufgabe der Kirchen ist es, dem Ungeist der Rechtspopulisten und der Vernebelung der Sprache deutlich und vernehmbar zu widersprechen. Das sind wir auch unseren Politikerinnen und Politikern schuldig, die dringend Verbündete brauchen im mühsamen Kampf gegen den erstarkenden Nationalismus und die Feindschaft gegenüber Rechtsstaatlichkeit. In Europa gilt die Stärke des Rechts, nicht das Recht des Stärkeren. Das muss so bleiben.

Gern habe ich die Schirmherrschaft übernommen für die Dortmunder Aktion „Namen nennen“. Sie recherchiert die Namen derer, die weiterhin in erschreckend großer Zahl auf dem Mittelmeer umkommen. In den Medien tauchen sie lediglich als anonyme Ziffern auf. Bei der Aktion „Namen nennen“ werden ihre Namen öffentlich verlesen. Das halte ich für unbedingt unterstützenswert, für mich gehört der Name zur menschlichen Würde. Europa versteht sich selbst als Hort grundlegender Menschen- und Freiheitsrechte und versagt – man muss es so deutlich dagegen – derzeit darin, diese verlässlich und großzügig denen zu gewähren, die sie am nötigsten brauchen. Wer wir sind und was uns die sogenannten „Werte“ wert sind, zeigen wir auch und gerade im Umgang mit Geflüchteten.

Mir ist bewusst: Die Städte ächzen und sind am Limit. Geld und Plätze fehlen. Mir ist auch klar: Die Zuwanderung muss demokratieverträglich gestaltet werden. Doch Abschottung und Zäune, dazu eine Rhetorik, die Angst verbreitet, spielen den Populisten in die Hände und lösen kein einziges Problem. Die Caritas und der Jesuiten-Flüchtlingsdienst haben vor Kurzem ein beachtliches Konzeptpapier mit Alternativen zu den jüngsten Vorhaben der EU vorgestellt.

Die Kirchen sind starke Partnerinnen und Partner für die Verantwortlichen in der Politik, die sich für eine humane Flüchtlingspolitik einsetzen – weil sie Engagement, Expertise, Vernetzung und viele Jahre Praxis in der Arbeit mit Geflüchteten mitbringen. Veranstaltungen wie das asylpolitische Forum genießen hohes Ansehen. Deshalb wage ich diese Kritik an der Wendung, die Europa augenblicklich in der Flüchtlingspolitik vollzieht. Dabei vergesse ich keineswegs das großartige Engagement unseres Landes und unserer Kommunen bei der Aufnahme von Geflüchteten, vor allem von Frauen und Kindern aus der Ukraine. Hierfür bin ich außerordentlich dankbar.

VI.

Einfach ist hier nichts.

Überhaupt: der Krieg! Immer noch eins der schwersten Probleme, auch wenn die tiefe Erschütterung und ohnmächtige Angst der ersten Zeit inzwischen einer Art pragmatischer Gewöhnung gewichen sind. Wie intensiv haben wir noch vor einem Jahr gehofft, im Frühjahr 2023 werde längst wieder Frieden herrschen,

zumindest Waffenstillstand. Doch bis heute vergeht kaum eine Woche, in der mir nicht die Frage gestellt wird: „Waffenlieferungen, ja oder nein? Was meint die Kirche?“

Seit Beginn des russischen Überfalls auf die Ukraine ist es mir ein Anliegen, die ethische Zumutung zu beschreiben, die uns nun aufgenötigt ist: Wir müssen zwischen lauter schlechten Möglichkeiten das kleinere Übel suchen. Klar ist: Christen können nur gegen den Krieg sein. Doch wie dieser zu verhindern oder zu beenden sei, ist weitaus weniger klar. Daher wiederhole ich auch heute: Ich weigere mich, Jesus einseitig für oder gegen Waffenlieferungen, für oder gegen Pazifismus in Anspruch zu nehmen. Er ist unseren Augen entzogen im Himmel, wir sind auf der Erde und können und dürfen uns seiner nicht bemächtigen. Ich weigere mich, das mühsame Ringen mit Argumenten und dem eigenen Gewissen durch schmissige Bibelzitate abzukürzen. Dazu habe ich mich unter anderem in zwei Grundsatztexten ausführlich medial geäußert. Jetzt, im Mai 2023, ist die Frage „Waffen - ja oder nein?“ längst überholt. Ja, Deutschland unterstützt die Ukraine militärisch, und ich halte dies für ethisch vertretbar. Wer in Kiew lebt, ist froh über die Abwehrwaffen. Sie machen die Raketen unschädlich, die über der Stadt abgeschossen werden. Wir müssen jedoch endlich beginnen, anders zu fragen. Der Krieg ist inzwischen zu einem Stellungskrieg geworden, der hunderttausende Menschen tötet und immer größere Flächen Land irreparabel zerstört. Ein Ende ist derzeit nicht abzusehen. Aus christlicher Sicht dürfen wir aber das Ende nicht aus den Augen verlieren. Johannes Farwick, Lehrstuhlinhaber für internationale Beziehungen und europäische Politik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, hat vor ein paar Tagen die Richtung angedeutet, in die die Diskussion auch aus meiner Sicht gehen muss. Er schreibt: „Die Ukraine sollte bei der Wahrung ihres unbestrittenen Existenzrechtes bestmöglich unterstützt werden. Verantwortliche Politik überlegt aber, zu welchem Preis, mit welchen Mitteln und mit welchen Nebenwirkungen das möglich ist.“ Pointiert ausgedrückt: Die Politik muss wieder ins Politische kommen. Die Zeit ist reif, moralisch-gesinnungsethische und völkerrechtliche Maximalforderungen hintanzustellen. Die Zeit ist auch reif, nach den Bedingungen, den Kompromissen und den Kosten eines Waffenstillstands zu fragen und diese Frage ins Zentrum aller Überlegungen zu stellen. Darin liegt die Freiheit des Evangeliums: Sie zeigt uns, dass das Gesetz, das Leben will, nicht den Tod bringen darf. Wir werden nach Kompromissen suchen müssen und dabei unangenehme Fragen zu diskutieren haben: Was ist die Freiheit wert, was ist *uns* die Freiheit wert? Konkret heißt das: Welche Sicherheitsgarantien sind wir bereit zu leisten? Diese Fragen müssen zeitnah politisch geklärt werden, damit es möglichst bald zu einem Waffenstillstand kommen kann. Die Waffen müssen schweigen: Das ist die Voraussetzung, wenn Verhandlungen beginnen sollen. Nur Verhandlungen führen zum Frieden.

Einfach ist daran nichts. Und die Devise „Einfach machen!“ könnte fatal sein. Aber machen, das doch immerhin. Politischen Willen, politische Initiativen und Kräfte klug und beherzt für einen Waffenstillstand einsetzen, statt dies als Verrat oder Mangel an Solidarität zu diffamieren: Dafür plädiere ich.

VII.

„Einfach machen“, hohe Synode, ist nicht eine unverdrossene Mentalität, wie sie manchen Regionen Westfalens und einzelnen Menschen zugeschrieben wird. „Einfach machen“ ist nicht die naive Tugend derer, die so leicht nichts umhauen kann. „Einfach machen“, das ist verflücht schwer.

In Gelsenkirchen und Wattenscheid sind wir auf hauptamtlich und ehrenamtlich Mitarbeitende getroffen, denen die Anstrengung bisweilen erkennbar ins Gesicht geschrieben stand und hörbar im Klang ihrer Stimme schwang.

Es gibt nichts zu beschönigen: Nicht nur im Ruhrgebiet ist es anstrengend, Kirche zu sein und zu leben. Nicht nur dort werden kirchliche Mitarbeitende kontinuierlich weniger, nicht nur dort bröckeln die Mitgliederzahlen und entsprechend die Finanzen. Nicht nur dort kommen viel zu wenig Engagierte nach, die mitmachen und weitermachen und Kirche in die Zukunft denken.

An der Tatsache lässt sich nicht rütteln: Wir werden weniger, zunächst aus den bekannten demographischen Gründen, die wir nicht beeinflussen können. Sodann: Weit mehr Menschen als früher entschließen sich, aus der Kirche auszutreten. Fast doppelt so hoch wie zuvor liegen die jüngsten Zahlen aus dem Jahr 2022.

Das rüttelt auf – und lähmt. Das erschreckt – und macht Angst. Und ja, es weckt auch Gefühle von Scham und Trauer, es ruft Selbstzweifel auf den Plan und löst ein Empfinden von resignierter Ohnmacht aus.

Wie immer bei Abschieden und Verlusten kommen auch hier verschiedene Impulse zusammen: die Kränkung, alleingelassen zu werden. Das Gefühl, die eigene Anstrengung sei vergeblich. Die Sorge, dass unsere Einnahmen nicht mehr tragen – und auch nicht das Gute, das wir damit tun. Die Irritation darüber, dass ausgerechnet das, was für uns selbst zum unverzichtbar Wichtigsten im Leben zählt, anderen offenbar verzichtbar scheint. In diesem Gewirr von Impulsen ist es gut, sich Zeit zu nehmen: um genau hinzusehen und hinzuhören, um sorgfältig nachzudenken, um aufmerksam nachzufragen.

Das hat unsere westfälische Kirche getan. Gemeinsam mit Verantwortlichen der Württembergischen Landeskirche haben wir in einem repräsentativen Monitoring Menschen befragt, die aus der Kirche ausgetreten sind. Uns interessierten ihre Motive zum Austritt, ihre Haltungen zum Glauben, ihre Meinungen zur Kirche. Hier fanden wir eindeutig bestätigt: Gottesbeziehung und Kirchenbindung sind nicht kongruent zur Mitgliedschaft. Es gibt Kirchenmitglieder, die keinerlei Bezug zum Glauben haben – und Ausgetretene, die sich sehr wohl als gläubig bezeichnen. Es gibt Ausgetretene, denen ausdrücklich an der Kirche liegt – und Mitglieder, denen die Kirche ziemlich gleichgültig ist. Diese Erkenntnisse sind nicht neu, aber wir vergessen sie leicht, wenn wir in Lähmung geraten oder in Aktionismus verfallen.

Unsere Kirchenleitung hat beschlossen, dass wir uns während dieser Synodentagung in sämtlichen Ausschüssen mit den Ergebnissen der besagten Monitoring-Studie befassen. Wir werden dabei nicht zu schnellen Lösungen kommen, sondern erst einmal im buchstäblichen Sinne wahr-nehmen, uns hoffentlich hier und da irritieren lassen, manche Ratlosigkeit aushalten, Fragen stellen und Perspektiven für mögliche Antworten suchen.

Ich bin gespannt auf unsere Beratungen und neugierig auf das, was daraus entstehen mag. Welche Ideen werden da zutage treten? Welche Folgerungen ziehen wir aus den sinkenden Mitgliederzahlen? Wie verstehen und respektieren wir Kirchenmitgliedschaft in ihren vielfältigen Formen? Und nicht zuletzt: Wie kommen wir wirksam und zugewandt mit der Breite unserer Kirchenmitglieder in Kontakt?

VIII.

Ein paar hoffentlich anregende Gedanken dazu:

Nicht wenige Sätze zu Fragen der Mitgliedschaftsentwicklung beginnen mit der leidenschaftlichen Behauptung, man müsse doch „nur“ oder man müsse doch „endlich“

Das ist wichtig und richtig. In der Tat machen die Zahlen der Mitgliederentwicklung in Prozentwerten und Stellen nach dem Komma auf nüchterne und ernüchternde Weise deutlich, was wir auf Schritt und Tritt spüren und sehr konkret wahrnehmen: Die Art und Weise Kirche zu sein, die den meisten von uns vertraut ist und die viele von uns geprägt hat, ist an ein Ende gekommen. Das ist offensichtlich.

Die Ursachen allerdings sind vielfältig. Sie haben mit uns selbst zu tun und mit allzu lange vermiedenen Fragen. Sie haben mit Dynamiken im Familien- und Berufsleben zu tun, mit neuen Gewohnheiten, sich sozial zu verorten und zu binden. Sie hängen mit wirtschaftlichen, sozialen und soziologischen Entwicklungen zusammen, mit Unterschieden zwischen den Generationen. All das erleben Verbände und Parteien und Vereine auch.

Pauschale Schuldzuweisungen oder Schuldübernahmen helfen nicht weiter. Davon, dass wir unsere Defizite aufzählen – frei nach dem Motto: „Wenn ich schon nicht alles ändern kann, dann will ich wenigstens an allem schuld sein“ –, werden wir weder attraktiver noch bereiter zur Veränderung. Im Gegenteil: Das Beschwören von Defiziten macht alle Einsichten und Aussichten trübe.

Und dann gibt es da das Phänomen, das ein junger Pfarrkollege aus Mitteldeutschland einmal zugespitzt „Schrumpfungskitsch“ genannt hat. Er meint damit die Behauptung, die Kirche würde, wenn sie kleiner wird, auch feiner; sie könnte mit weniger Mitgliedern wahrhaftiger, inniger, womöglich gar frömmer werden – weil es schließlich darauf ankomme, auf Gott zu vertrauen – und nicht auf uns selbst oder auf unser Geld.

Gewiss: Wir lernen von unseren finanziell weitaus ärmeren Partnerkirchen, wie sich auch minderheitlich auf überzeugende Weise Kirche sein und Kirche leben lässt. Allerdings bedeutet dies nicht, wir müssten die Minderheitssituation herbeisehnen und dürften alles, was wir künftig vielleicht schmerzlich vermissen werden, für eigentlich verzichtbar erklären.

Richtig ist auch: Wo die Kräfte weniger werden, da wird es erfahrungsgemäß nicht gemütlicher, sondern mühsamer und anstrengender. Jeder und jede, der oder die austritt, wird uns fehlen. Und zwar nicht zuerst deshalb, weil uns das Geld der Kirchensteuer abgeht, sondern weil uns ein unverwechselbarer Mensch fehlt, der teilhat an der Kirche als einer verheißungsvollen Gemeinschaft und Bewegung.

Jedes einzelne Mitglied dieser Gemeinschaft verwurzelt uns tiefer in der Breite des Lebens und verbindet uns enger mit der Vielfalt sozialer Wirklichkeiten und Weltsichten.

Eine andere Spielart dieser „Klein, aber fein-Vertröstung“ möchte ich – wiederum zugespitzt – „vorausseilende Selbstverzwergung“ nennen. Ich erkenne sie da, wo man im Blick auf den künftigen Status als Minderheit die Zeit gekommen sieht, dieses und jenes nun aber wirklich (fast klingt es wie endlich!) nicht mehr zu tun. Da fällt als erstes die Stimme unter den Tisch, die wir für die Stummen in unserer Gesellschaft erheben – und die einen so wichtigen Unterschied macht in den großen politischen Fragen. Schließlich – so heißt es dann – spreche man ja nur noch für eine immer kleiner werdende Minderheit.

Tatsächlich bezweifle ich nicht, dass auch im Raum des politischen und im zivilgesellschaftlichen Diskurs vieles immer weniger selbstverständlich wird. Die Formen und Weisen, wie wir mitreden und mit-handeln, werden sich verändern. Dennoch – und jetzt erst recht! – haben wir weiterhin die Aufgabe, das nahe herbeigekommene Reich Gottes in die Welt zu tragen. Das Maß unseres Redens und Handelns sind nicht wir selbst, es liegt vielmehr in der göttlichen Verheißung eines neuen Himmels und einer Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt (2. Petrus 3,13). Daran werden wir übrigens von außen bisweilen klarer und entschiedener erinnert als in unseren eigenen Reihen. Mich jedenfalls beeindruckt, wie selbstverständlich etwa die Kommunalpolitiker:innen in Gelsenkirchen und Wattenscheid die Kirche als unverzichtbare Kraft im Leben ihrer Städte benannten, wieviel Starkes und Gutes sie der Kirche zutrauen. Sie bauen auf die Kirche als verlässliche Partnerin in wichtigen Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Andere, liebe Synodale, nehmen uns oft ernster und wichtiger als wir selbst. Das sollte uns zu denken geben.

Ein weiterer Gedanke ist fast zu selbstverständlich, um ihn eigens zu betonen. Aber mitunter hilft es, Eulen nach Athen zu tragen – oder hierher nach Bethel ins Assapheum. Ich jedenfalls muss mich – in meiner eigenen Sorge um Mitgliedschaften und Kirchensteuern – gelegentlich selbst daran erinnern:

Wir sind nicht dazu da, Mitglieder zu haben, Mitglieder zu gewinnen oder Mitglieder zu halten. Die Kirche gibt es nicht um ihrer selbst willen; sie lebt nicht aus sich selbst, und sie lebt – bei aller Dankbarkeit für jene, die mit ihren Kirchensteuern verlässlich und solidarisch zum Leben der Kirche beitragen – weder von ihren

Mitgliedern noch für ihre Mitglieder. Die Kirche lebt aus der Gnade und Güte Gottes in Jesus Christus, sie lebt aus Gottes Treue. Das ist unsere Verheißung. Und zwar nicht nur unsere, sondern die Verheißung für alle Welt. Wir sind Teil der göttlichen Sendung und Mittel zu deren Zweck. Nicht mehr. Aber weniger auch nicht.

IX.

Viele Menschen haben davon eine Ahnung, auch wenn sie es so nicht formulieren würden. Sie nehmen es übel, wenn sie den Eindruck gewinnen, die Kirche trete als Dienerin, als Buhlin oder gar als Schmarotzerin des Staates auf. Der Religionssoziologe Detlef Pollack bezeichnete kürzlich in einer persönlichen Begegnung die kritisch wahrgenommene Staatsnähe der evangelischen Kirche als das, was sie am meisten Sympathien koste. Darüber ließe sich kontrovers diskutieren. Teile der Öffentlichkeit und der Politik sind jedoch in der Tat überaus empfindlich geworden, wenn es um staatliche Finanzierung kirchlicher Arbeit geht. Darum wird es uns guttun, wenn die Staatsleistungen endlich abgelöst werden. Es handelt sich um Geld, das der Staat seit der Säkularisation an die Kirchen zahlt zum Ausgleich für enteignetes Kirchenvermögen. Immer wieder werden die Staatsleistungen in einen Topf geworfen mit staatlichen Zuschüssen für kirchliche Arbeit, mit Versicherungsleistungen für kirchliche Dienste oder gar mit den Kirchensteuern. Dieses unsägliche Gemisch wird mit Kritik an Privilegien der Kirchen gewürzt, mehrfach umgerührt und – garniert mit allerlei zeitgeistigem Ressentiment – der Öffentlichkeit serviert. Kein Wunder, dass es der Öffentlichkeit nicht schmeckt. Die endlose Diskussion, die mal aufbraust und sich mal wieder beruhigt, trägt fraglos zur Kirchenverdrossenheit bei.

Wir Kirchen haben uns bereiterklärt, konstruktiv an der Ablösung der Staatsleistungen mitzuwirken. Dazu stehen wir. Es ist ganz in unserem Interesse, der Rede über eine Kirche, die am Tropf des Staates hänge und unzulässig alimentiert und privilegiert werde, die Nahrung zu entziehen. Kurzum: Wir wollen raus aus den Staatsleistungen.

Auch hier gilt: Einfach ist das nicht!

Die Gespräche unter Federführung des Bundesinnenministeriums sind vertrauensvoll. Doch die Einigung über Höhe und Modalitäten der Ablösung ist kompliziert und Sache der Länder. Unsere westfälische Kirche könnte den Wegfall der Staatsleistungen problemlos verschmerzen. Ganz anders sieht das in den ostdeutschen Kirchen aus, bei denen die Staatsleistungen einen wesentlichen Anteil ihrer Einnahmen ausmachen. Ein Maßstab für die Ablösungssummen muss sich daran orientieren, dass Seelsorge, diakonische Leistungen und Bildungsangebote der Kirchen keine Einbußen erleiden.

Ich hoffe, wir kommen zu einem praktikablen Grundsatzgesetz und zu gütlichen Einigungen mit den Bundesländern. Dabei gehen wir durchaus mit erhobenem Kopf in die Verhandlungen, weil die Arbeit, die wir tun, unverzichtbar ist für unsere Gesellschaft und ihren demokratischen und sozialen Zusammenhalt.

X.

„Wir werden kleiner und doch größer!“, hat in Gelsenkirchen jemand gesagt und damit ein paradoxes Phänomen auf den Punkt gebracht: Wir erleben und gestalten derzeit auf vielen Ebenen unserer Kirche Verlust und Verzicht. Und wir merken zugleich: In diesen immer rauer und unübersichtlicher werdenden Zeiten werden wir an vielen Stellen der Gesellschaft unverzichtbar, immer mehr Kooperationen ergeben sich. Die Bedeutung dessen, was Kirche und Diakonie tun, nimmt zu, wo die Not größer wird. Verlässlich da sein, wo so vieles wegbricht; verlässlich da sein als Stütze für Zivilgesellschaft und Demokratie: Darauf kommt es an, mehr denn je.

Wir brauchen eine Haltung, die experimentierfreudig und dabei fehlerfreundlich ist, frei von der unseligen Leier „früher war alles besser“ und ohne das wohlfeile Gemopper gegen „die da oben“. Ich stelle mir vor, dass immer mehr Orte in unserer Kirche zu Laboratorien künftiger Kirchlichkeit werden: Orte, an denen Menschen das Ausprobieren ausprobieren – und dazu nicht nur die Freiheit und die Mittel, sondern den ausdrücklichen Auftrag haben.

Einfach, hohe Synode, ist hier wirklich nichts.

Es sind mindestens Herkulesaufgaben, die vor uns liegen. Viele Aufgaben bergen große Probleme.

Wir sind nicht Herkules. Wir sind überhaupt keine Heldinnen und Helden. Und wir sollten uns nicht dazu verführen lassen, Heldin oder Held zu spielen. Wir packen es an mit der Kraft, die in den Schwachen mächtig ist. Diese Kraft kommt von Gott, und sie hat Gottes Verheißung.